Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordau.

(A. Hinnius.)

(3. Fortsetzung.)

Doch kaum hatte der Kaiser diese Anordnung bemerkt, so befahl er, den Cordon zu entfernen; an diesem Abend sollte kein Unterschied der Stände existiren. Man war begeistert vom Kaiser, man hob ihn in den Himmel ob dieser Leutseligkeit, und Napoleon, damals noch jugendlich schlank und infolgedessen auch nicht oft schwerfällig und dabei doch so hastig in seinen Bewegungen, wie dies in späteren Jahren der Fall war, hatte heute Abend auch etwas von dem strengen Ernst abgelegt, der meist über seinem Wesen lag, und ließ sich sogar in längere Unterhaltungen ein, denen er sonst abgeneigt war. Er richtete freundliche, anerkennende Wort an den Maire der Stadt, Herrn Konrad Macke, ein Deutscher von Geburt, der heut im Namen der Stadt als Wirth fungirte, und sprach verbindlich mit dem Präfekten des Departements Mont Tonnerre, Monsieur Jeanbon St. Andre, der ihm von Paris her wohl bekannt war. Der einstige alte Jakobiner, der durch eine harte Läuterungsschule gegangen war, dessen Leben oft auf der Spitze eines Schwertes geschwebt, konnte trotz der vorzüglichen Eigenschaften, die er als Beamter entwickelte, doch nicht ganz die Vergangenheit verleugnen, und sein Verkehr mit dem Bischof Kalmar blieb schroff und ablehnend trotz aller Hochachtung, die er vor den Charaktereigenschaften dieses Mannes hatte, da Jeanbon St. Andre einst an der kirchenfeindlichen Bewegung selbst zu lebhaften Antheil genommen.

Jetzt aber, da der Kaiser mit den Vätern der Stadt wie mit dem Bischof Kolmar einige Worte gewechselt, wandte er sich einer lieblichen Gruppe zu, die die Kaiserin um sich versammelt.

Es waren die jungen Damen, die die hohe Frau am Schiff empfangen, und die in denselben Kostümen erschienen wie an jenem Tage.

Napoleon war ein großer Frauenkenner, und die Flammen der Eifersucht schlugen oft hell bei der Kaiserin empor, wenn er einer schönen Hofdame allzu offenkundig huldigte oder andere geheime Wege ging, und so hatte er denn auch für die reizenden Mädchen heut freundliche Worte und Blicke und sprach besonders mit den Töchtern des Stadtrath Lauteren und des Bankier Kaiser längere Zeit, wenn auch in seiner hastigen, abgebrochenen Weise, die man bei einem anderen nicht gerade verbindlich genannt hätte.

Tief erglühend, aber strahlend vor Seligkeit über die widerfahrene Ehre flatterten die jungen Damen durcheinander, während die schöne Kaiserin in ihrer bezaubernden Anmuth für jeden ein liebenswürdiges Lächeln, ein verbindliches Wort hatte.

Grete Lauteren wiegte sich gleich darauf in den Armen eines jungen eleganten Offiziers im langsamen Schleifer, während Käthchen Kaiser zögernd dem Freiherrn von Reifenberg die Hand gereicht hatte, einem nicht mehr ganz junaen, etwas blasirt dreinschauenden Herrn, der aber lange schon auf den Moment gewartet hatte, sich dem hübschen Mädchen zu nähern.

Warum kam er nicht, der da drüben in der Fensternische lehnte, und forderte sie zum Tanz auf? Sie hatte sich gerade darauf gefreut, mit Arnold Falk, dem Sohn des reichen Weinhändlers am Flachsmarkt, heut zusammen zu sein, und nun kümmerte ersich nicht um sie.

Da war der junge Schmitts ganz anders, er wartete schon lange hinter Marie Lauteren, bis ihr Tänzer sie aus den Armen gelassen, und nun flogen die beiden nach den Klängen der Musik dahin und neckten sich wie zwei gaukelnde Schmetterlinge. —

Im Gefolge der Kaiserin befand sich die junge Gräfin von Fremont. Sie war heut noch bleicher als sonst; denn der Tag hatte für sie viele Aufregungen gebracht. Kurz vor dem Ball der Besuch des Bankier Kaiser, während in ihrem Schlafzimmer die Umwandlung des Barons von Greiffenklau in einen Lakaien vor sich ging.

Indessen, er war glücklich, ohne angehalten zu werden, aus dem beargwöhnten Schloßflügel entkommen, und nun wohl schon in Sicherheit.

Die bleiche junge Frau mit den fieberhaft glänzenden Augen war heut fast von dämonischer Schönheit und sah in ihrem weißen Kleide mit den matten Heckenrosen aus wie eins jener unheimlichen Wesen, die dem nächtlichen Wanderer im Mondschein begegnen, um ihn zum Todesreigen aufzufordern. Sie war von Verehrern umringt, doch des Kaisers Blick glitt kalt über sie weg; er liebte solche stolzen, selbstbewußten Frauen nicht und konnte es außerdem auch nicht vergessen, daß er einst von Madeleine ziemlich bestimmt zurückgewiesen war, als er ihre Schönheit allzu intensiv bewundern wollte. Solche Beleidigungen verzieh er nie.

Seine Gemahlin mußte daher auch manche scharfe Bemerkung über ihre Freundschaft mit der jungen Wittwe hören.

Madeleine war eben in ein Gespräch mit der Fürstin von Leiningen verwickelt, mit der sie von früher Anknüpfungspunkte hatte. Die Fürstin war stark echauffirt, ein Erbschaftsstreit in ihrer Familie beschäftigte sie auf das höchste, auch ein Giftmord war dabei zur Sprache gekommen.

Geduldig hörte Madeleine zu, obgleich ihr diese Familiengeschichten höchst gleichgültig waren; doch die Fürstin äußerte später zur Gräfin Solms Braunfels, die wilde Comtesse Erthal sei doch recht zahm geworden; was nicht die Ehe mit einem alten Gemahl und der Aufenthalt am kaiserlichen Hof alles thue. Sie erinnere sich noch sehr genau, wie Comtesse Lena einst im Garten des erzbischöflichen Palais mit ihrem Pferde über einen gedeckten Theetisch gesetzt sei, wofür sie von ihrem Oheim, dem Grafen Erthal, acht Tage Stubenarrest erhalten hatte.

Jetzt hätte man die eben Besprochene kaum solcher Extravaganzen für fähig gehalten, als sie mit der reservirten Miene der großen Dame die verbindliche Begrüßung eines hohen, schönen Mannes entgegennahm.

Wer hätte wohl in dem Freiherrn von Dalberg, dem späteren Großherr-Sechziger vermuthet! Seine geschmeidige Gestalt, sein frisches, lebhaftes Wesen ließen ihn viel jünger erscheinen als er war, er schien noch viel vom Leben zu erwarten und an eine weitaussehende Zukunft für sich zu denken. Den deutschen Dalberg nennen ihn seine Zeitgenossen, und seine deutschen Gesinnungen hebt er bei jeder Gelegenheit hervor. Und doch war er derjenige, der immer wieder betonte, daß Deutschland nur durch Napoleon's Freundschaft und unter seiner Protection sein wahres Heil finden könne. Der Kaiser wußte wohl, was er that, wenn er den Koadjutor mit den feinsten Schmeicheleien umgarnte, ihn in jeder Weise bevorzugte und ihn in diesen Tagen sogar über den alten ehrwürdigen Großherzog von Baden stellte. Wo Napoleon auch moralisch erobern wollte, gelang es ihm fast immer, und daher war es kein Wunder, daß Dalberg, der neben dem Staatsmann auch Dichter und Philosoph war, der fascinirenden Persönlichkeit des gewaltigen Mannes unterlag. Und Napoleon hatte für diese Tage seine ganz besonderen Pläne.

Doch der Koadjutor war nebenbei auch noch ein großer Lebemann, daher war ihm die eigenartige Schönheit der Gräfin von Fremont sehr bald aufgefallen.

„Ich habe den Namen Fremont in irgend einer Beziehung gehört, helfen Sie mir, Frau Gräfin," sagte er zur Gräfin Solms. Und die Dame sah sich triumphirend nach allen Seiten um, ob auch jeder sähe, wie vertraulich der allgemein Gefeierte mit ihr sprach, und ließ ihren großen Fächer zusammenrauschen.

„Die Gräfin Fremont ist eine geborene Erthal, eine Nichte des früheren Kurfürsten."

„Ach — natürlich!"

Und nun sprach er mit Madeleine von vergangenen Zeiten, er hatte sie ja als Kind gekannt. Aus der kleinen Wildkatze, der kein Baum zu hoch, war eine wunderschöne junge Dame geworden. Welche Wandlungen doch wenige Jahre hervorbringen!

Madeleine war an Bewunderung gewöhnt, aber die Schmeicheleien der jungen Durchschnittsmänner reizten sie nicht, man fürchtete sogar ihre scharfen, ironischen Bemerkungen bei solchen Gelegenheiten. Doch was die anderen nicht sagen durften, das konnte sich ein Dalberg erlauben, besonders wenn die Schmeicheleien in ein so geistreiches Gewand gekleidet waren.

Die stolze, ehrgeizige Madeleine de Fremont, die nach ihres Oheims und ihres Gatten Tode ganz allein und unbeschützt in der Welt stand, konnte mit dem heutigen Abend zufrieden sein. Der gefeiertste Mann Deutschlands hatte sich nun schon länger mit ihr unterhalten als mit allen den anderen Sternen, die am Festhimmel glänzten.

Da streifte etwas an ihr vorbei, sie fühlte, daß Jemand sie fixire. Mon Dieu, es war ja nur ein Lakai, der ein Tablet in der Hand hielt, welche Unverschämtheit!

Doch als sie empört darüber dem Menschen einen strafenden Blick nachsandte, erschrak sie. Das war ja — mein Gott, das war Franz von Greiffenklau.

Sie war so bestürzt über diese Entdeckung, daß sie es wie eine Befreiung ansah, als die Unterhaltung abbrach, und jetzt alles nach den Fenstern drängte. Die Rheinbrücke war illuminirt und das jenseitige Ufer nebst dem Städtchen Kastell. Zischende Leuchtkörper fuhren in die Lüfte, auf den Bergen brannten Freudenfeuer. Das nahe Wiesbaden sandte ebenfalls feurige Grüße herüber, die glänzende Bogen am Horizont beschrieben. Der mächtige Strom spiegelte alle diese glühende Schönheit wieder, er war wie in Blut getaucht. Es war ein prächtiges Schauspiel.

Die großen, bis fast zur Erde reichenden Fenster waren weit zurückgeschlagen, das Kaiserpaar, die sie umgebenden Fürsten standen am Mittelfenster, aber Madeleine hatte für das glänzende Schauspiel keinen Sinn. Wenn man Greiffenklau entdeckte, wenn es herauskam, daß sie ihm zur Flucht verholfen!

Aller Muth, mit dem sie heut das Wagestück durchgeführt, hatte sie plötzlich verlassen. Sie dachte an Madame de Melleville, die wegen eines ähnlichen Verbrechens ein Jahr lang in La Force gesessen.

Sie hatte sich hinter eine Fahnendraperie geflüchtet, um sich ungesehen von ihrem Schrecken zu erholen.

„Ich glaube, die Frau Gräfin haben etwas verloren!" vernahm sie in ihrer Nähe eine Stimme.

Es war wieder Franz von Greiffenklau, der ihr ein Battisttaschentuch überreichte. Aber die Komödie wäre kaum nöthig gewesen, denn Niemand achtete auf sie.

„Wie können Sie es wagen, hierher zu kommen?" flüsterte sie athemlos vor Zorn und Aufregung. „Denken Sie denn gar nicht daran, daß Sie mich durch Ihre Tollkühnheit auf's höchste kompromitiren? Habe ich das um Sie verdient?"

Ein bitteres Lächeln erschien auf Franz' Lippen. An ihn dachte sie überhaupt nicht, aber wie konnte er das auch von einer Madeleine de Fremont erwarten. „Sie können unbesorgt sein, Frau Gräfin," sagte er kalt, „ehe ich es verriethe, daß Sie mich in Ihren Schutz genommen, würde ich mich viertheilen lassen. Aber das Abenteuer reizte mich, es war so verlockend, sich in der Gesellschaft zu bewegen, in die ich doch eigentlich durch meine Geburt gehöre. Und was hätte man wohl um meine Entdeckung gegeben? Das ist ein prickelndes Gefühl. Und endlich wollte ich Sie noch einmal sehen, Madeleine."

Das Knattern des Feuerwerks verstummte, die verschlungenen Namen des Kaiserpaares schwebten wie Riesenedelsteine in der Luft — dann war alles zu Ende.

In der sich nun wieder durch den Saal bewegenden Menge verschwand Franz von Greiffenklau.

Sechstes Capitel.

Am Flachsmarkt, nicht weit vom Stadioner Hof, der in eine Dragonerkaserne verwandelt war, lag das stattliche Haus des Weinhändlers Falk, eines der reichsten Bürger von Mainz. Unten in den großen Kellereien lagerten die gewaltigen Fässer mit dem kostbaren Inhalt, und hinter den vergitterten Fenstern der Parterreräume knirschten die Federn auf dem Papier, die die Handelsverbindungen des Hauses nach allen Richtungen hin vermittelten.

Wenn auch der Wohlstand des Hauses, der in der glänzenden Zeit, da die Kurfürsten in Mainz ihren Hof hielten, begründet war, in den Zeiten der Belagerung und der republicanischen Herrschaft gelitten hatte, so stand er doch auf zu festen Füßen, um ernstlich dadurch erschüttert zu werden, und jetzt, da wieder Ruhe und Ordnung hergestellt zu sein schien, blühte das alte Haus wieder auf.

Der Hausherr, ein stattlicher Sechziger, stieg die dunkelgebeizte Treppe im weiten Hausflur hinan zu den oberen Räumen. Die Feierabendstunde hatte geschlagen. Noch einmal schweifte des Herrn Auge durch das Treppenfenster hinaus auf den Hof, wo die Küfer damit beschäftigt waren, die letzten Kisten fertig zu machen für den Versandt nach Holland. Wohlgefällig glitt die kräftige Hand des Herrn Falk über das glattrasirte Kinn. Er konnte zufrieden sein.

Seine Gewächse zogen den Rhein abwärts bis nach Holland und England, und auf der Pariser Straße rollten die schweren Lastwagen dahin, die die Fracht nach Frankreich brachten. Erst heute hatte er von dem Oberintendanten des Kaisers eine große Bestellung für das Hoflager in Paris erhalten, und ebenso von allen fremden Fürsten, die in Mainz abgestiegen waren. Dabei versprach die Weinernte in diesem Jahre günstig zu werden; auf seinem Weingut in Laubenheim drängten sich die Trauben in reicher Fülle am Stock.

Was fehlte ihm wohl an seinem Glück? Und dennoch seufzte er tief auf, als er eine braungebeizte Thür öffnete und ein trauliches Zimmer betrat. Es war ein altmodisches Gemach, nicht in dem steifen, modernen Stil des Directoire, den man jetzt in allen reichen, vornehmen Häusern sah, und der mit seinen geradlinigen Stühlen und Tischen einen so kalten, unwohnlichen Eindruck machte.

Herr Falk war conservativ, er hatte der Zeit, an die er immer voll Sehnsucht zurückdachte, eine dankbare Erinnerung erhalten. So schön wie unter den Kurfürsten würde es doch nicht wieder.

So herrschte hier das fröhliche Rokoko mit seinen gefälligen Formen. Auf den Tischen und Etageren tanzten Schäfer und Schäferinnen von Meißner Porzellan, und an den geschweiften Möbeln glänzten vergoldete Schlösser und Beschläge.

Von dem Ruhebette her bewillkommnete ihn eine matte, verschleierte Frauenstimme, und eine blasse Hand streckte sich ihm entgegen. „Mir ist die Zeit nicht lang geworden," sagte die Dame des Großkaufmanns, die von weichen Decken umhüllt dort lag, „denn Käthchen Kaiser hat mir viel erzählt von dem schönen Fest und all der Pracht und dem Glanz, der dort geherrscht hat. Ihr Männer seid doch auch da gewesen, aber Ihr seht gerade das nicht, was uns Frauen am meisten interessirt. Das verstehen nur die Frauen, und das liebe Kind sorgt schon dafür, daß ihre arme, kranke Pate nicht zu kurz kommt."

Erröthend erhob sich jetzt ein junges Mädchen von einem Sessel neben dem Ruhebett. Herr Falk strich wohlgefällig über das blonde Haar des hübschen, frischen Kindes.

„Man muß doch anderen Leuten auch noch was zu erzählen lassen," sagte er, „sonst bleibt ja nichts übrig. Gelt, Käthchen? Du wirst es mir und dem Arnold Dank wissen, daß wir der Pate nicht genau den Anzug der Kaiserin und aller der vornehmen Damen beschrieben haben."

„Was Euch auch nicht geglückt wäre," erwiderte Frau Falk lächelnd.

„Ist denn Arnold noch nicht zurück?" fragte jetzt der Hausherr. „Es ist doch nicht so weit bis zum bischöflichen Palais, wo der Koadjutor abgestiegen ist, der ihn doch sprechen wollte."

Doch da öffnete sich eben die Thür und der Besprochene trat ein. Er sah hübsch und stattlich aus in dem dunkelblauen Frack mit den goldenen Knöpfen über den enganliegenden, hechtfarbenen Beinkleidern, in dem Jabot von feinen Spitzen glänzte sogar eine kostbare Nadel.

Das blasse Gesicht der Kranken färbte sich mit leiser Röthe, als der Sohn sich über sie neigte und dann den Vater sowie den Gast begrüßte, und in Käthchen Kaisers Augen leuchtete es freudig auf.

Arnold zog sich einen Stuhl herbei und erzählte, wie leutselig der Freiherr von Dalberg gewesen, wie er nach Vater und Mutter gefragt und endlich eine große Bestellung für seinen fürstlich geführten Haushalt in Würzburg gemacht, größer als alle Fürsten, beinahe so groß wie der Kaiser Napoleon.

„Er meint es gut mit uns und hat der Stadt Mainz und den Mainzern eine große Anhänglichkeit bewahrt. Er scheint mit dem Kaiser befreundet zu sein, und da wird er immer ein offenes Ohr haben und etwaige Anliegen, die man an den Kaiser hat, vermitteln. Hätten doch die Fürsten so viel für ihr Vaterland übrig wie der Dalberg."

Herr Falk spielte nachdenklich mit der großen Berlocke, die auf die langschößige, gestreifte Weste herabhing, und das Gespräch lenkte sich bald in andere Bahnen und wurde zu einem lustigen Wortgeplänkel zwischen den beiden jungen Leuten, bis endlich Käthchen Kaiser aufstand und meinte, es sei Zeit heimzukehren, es treibe sich jetzt allerlei fremdes Volk auf den Straßen umher, und die Eltern daheim würden sich beunruhigen.

„Nun, die Eltern wissen, daß der Arnold Dich geleitet," sagte Frau Falk, indem sie dem jungen Mädchen einen Kuß auf die Stirn drückte. „Gelt, Arnold, das ist kein übler Auftrag?"

Wer weiß?" versetzte Käthchen mit schelmisch blitzenden Augen. —

„Käthchen Kaiser ist ein reizendes Mädchen," sagte Frau Falk, als das junge Paar das Zimmer verlassen hatte, zum Gatten, der, die große Hornbrille auf der Nase, in der Mainzer Zeitung las, „Das wäre eine passende Partie für unseren Arnold."

„Daß ihr Frauen doch immer Heirathspläne aushegt," erwiderte dieser, von seiner Lektüre aufblickend. „Der Arnold ist ja erst aus Holland zurückgekehrt. Ich glaube, er hat auch eine Liebschaft da, was bei einem jungen Mann von bald dreißig Jahren kein Wunder wäre. Mein Geschäftsfreund schrieb mir so etwas. Außerdem macht sich der Freiherr von Reifenberg gewaltig an Käthchen Kaiser heran. Wer weiß, ob ihr Vater nicht gern bereit ist, die verschuldeten Güter des leichtlebigen Herrn mit seinem Gelde zu entlasten, wenn seine Tochter dafür eine Freiherrnkrone gewinnt."

„Das ist ja Unsinn, lieber Mann. Käthchen macht sich nichts aus dem viel älteren Freiherrn, aber unser Arnold gefällt ihr. Mit ihrer Mitgift und seinem Erbteil dazu könnte Arnold ein selbstständiges Geschäft anfangen, wenn sein älterer Bruder die Weinhandlung übernimmt.

„Und warum können sich nicht beide Brüder associieren?" fragte der Hausherr scharf. „Seit Generationen war es in unserer Familie Sitte."

Die Frau blieb die Antwort schuldig. — Das war eben der wunde Punkt in dem wohlhabenden, sonst so vom Glück begünstigten Hause, die Zwietracht der Brüder. Sie entstammten verschiedenen Ehen. Aber es war der sanften zweiten Mutter nicht gelungen, den Stiefsohn an ihr Herz zu ziehen. Er blieb störrisch und unzugänglich und zeigte sich dem jüngeren Bruder gegenüber beinahe feindlich, der, leicht aufbrausend, aber gut geartet, durch sein liebenswürdiges Wesen der Mutter naturgemäß nähertreten mußte, auch wenn er nicht ihr leiblicher Sohn gewesen wäre. Dadurch entstanden oft Konflikte im Hause, der Vater nahm den älteren Sohn mehr aus Prinzip als aus Ueberzeugung in Schutz. Erst seit dieser verheiratet und mit seiner Familie auf dem Weingut in Laubenheim wohnte, ging es friedlicher zu.

Eine etwas schwüle Pause war eingetreten, die der Hausherr endlich unterbrach. „Höre nur, was hier in der Zeitung steht," sagte er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Man warnt vor einem Flüchtling, der an einer Verschwörung in Paris teilgenommen und nun irgendwo Unterschlupf gefunden hat. Jeder, der ihn in seinem Hause verbirgt, macht sich strenger Strafe schuldig. — Außerdem rühmt man die Leutseligkeit des Kaiserpaars. Neulich, bei einem Ausflug nach der Favorite, hat die Kaiserin das Kind einer armen, Reisig sammelnden Frau auf den Arm genommen und die Mutter reich beschenkt."

„Das ist alles recht schön," sagte die kranke Frau mißmutig, „aber ich wollte, diese geräuschvollen Tage wären erst vorüber. Man erkennt unseren stillen Flachsmarkt nicht wieder, seit der Stadioner Hof zur Kaserne eingerichtet ist. Früher hörte ich nur die Glocken zu St. Quentin und St. Peter, und sie stärkten mich zu stillem Gebet in meinen Leiden; jetzt stört mich der wüste Soldatenlärm und oft raubt er mir Nachts den Schlaf. Ach, wenn Du wüßtest, welche Schmerzen ich ausstehen muß! Alle die Latwergen und Tränke der Aerzte helfen mir nichts und die Füße versagen mir völlig den Dienst."

Herr Falk hatte sich an das Lager seiner Gattin gesetzt und nahm ihre Hände in die seinen. „Armes Weib," sagte er, „armes, liebes Weib! Vielleicht giebt es doch noch eine Hülfe. Man sagt von der alten Zechin, die in der Gonsenheimer Hohl wohnt, daß sie Wunderkuren verrichte. Der Arnold könnte mal bei ihr anfragen."

„Alle guten Geister," rief die Frau, sich bekreuzigend, „das ist ein böses Weib. Sie hat Umgang mit allerlei Gesindel, man sagt sogar, daß sie die Schmuggler bei sich aufnimmt, die von Holland und Deutschland herübertommen. Sie darf mir nicht in's Haus." —

Siebentes Kapitel.

Zwischen Finthen und Zahlbach sollten große Manöver stattfinden, und da war schon vom frühen Morgen an alles in Bewegung, um sich draußen einen guten Platz zu erobern.

Es war wie eine Völkerwanderung auf den Straßen, die Geschäfte ruhten für heut, selbst der öffentliche Schreiber auf dem Dompropsteiplatz, der den Mägden ihre Liebesbriefe schreiben mußte, hatte heut seine Bude geschlossen und war dem großen Strom gefolgt.

Im Arbeitszimmer Napoleons aber waren vier große Herren beisammen in ernstem Gespräch. Noch hatte sich der erste Consul und jetzige Kaiser der Franzosen den deutschen Reichsfürsten als der wohlwollende Freund gezeigt, der die Interessen des Reiches, das längst aufgehört hatte zu existiren, auch ehe Franz der Zweite die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, als mächtiger, uneigennütziger Nachbar wahrnehmen und den nach allen Richtungen auseinandergehenden Reichsfürsten ein uninteressanter Berather sein wolle.

Dabei hatte er unmerklich unter den Fürsten den Samen des Mißtrauens gesäet, indem er die Höfe von Berlin und Wien verdächtigte, daß sie sich auf Kosten des Reiches vergrößern wollten; er hatte davon gesprochen, daß man den Einfluß Rußlands paralysiren müsse durch eine dritte Macht, die unter seinem speciellen Schutz stehe.

Als Dalberg seine Bedenken gegen die aufsteigende Idee des Rheinbundes äußerte, da erwiderte er schroff: Wenn die Reichsfürsten, seine Protektion nicht wünschten, so werde er ihre Länder an diejenigen vertheilen, die auf seine Pläne eingingen.

Damit hatte er zum ersten Mal die Maske gelüftet, die bis jetzt sein wahres Antlitz verhüllt.

Nach dieser Unterredung sollen sich Dalberg und der alte Kurfürst von Baden, wie Karoline von Wolzogen, die Freundin Dalberg's, schreibt, weinend in die Arme gesunken sein, denn es ging ihnen eine Ahnung auf von den wahren Absichten des Kaisers.

Aber Napoleon wußte festzuhalten, was er einmal erfaßt hatte. Noch lag es nicht in seinen Plänen, seine Intentionen offen zu zeinen, vorläufig genügte die Drohung. Und nun entfaltete er wieder den ganzen Zauber, den seine Persönlichkeit ausstrahlen konnte, wenn er wollte. Und gerade Dalberg war am wenigsten geeignet, diesem Zauber zu widerstehen, und so wurde er, in der Meinung, die deutschen Interessen zu vertreten, der Vasall Frankreichs.

Wer die Herren bald darauf auf ihren prachtvollen Pferden, umgeben von einem glänzenden Gefolge, über die große Bleiche dem Münsterthor zureiten sah, um sich hinaus nach Zahlbach zu begeben, der ahnte nicht, daß in dem kleinen Arbeitszimmer des Deutschen Hauses Dinge vorbereitet waren, die zu schwer wiegenden Ereignissen für Deutschland werden sollten.

Neben dem Kaiser, dem sein treuer Roustan folgte, ritt der Koadjutor, der bald zum Fürst-Primas erhoben werden sollte. Napoleon ließ ihn nicht von seiner Seite, denn er wußte, daß er mit dieser glänzenden Persönlichkeit, die durch ihre Eigenschaften auf die anderen Fürsten einen überwiegenden Einfluß ausübte, einen bedeutenden Faktor in der Hand hielt, wenn er ihn sich gewann.

* * *

Ueber die letzten Tagesereignisse plaudernd, war Arnold Falk mit seinem Freunde Schmitts ebenfalls die große Bleiche herabgeschritten. Als nun der erstere in der Nähe des Münsterthores rechts abbog, fragte Schmitts erstaunt: „Wo willst Du hin, Du schlägst ja gerade die entgegengesetzte Richtung ein?"

„Ich will nur zur alten Zechin in der Gonsenheimer Hohl, die soll ein gutes Mittel gegen Gichtbrüchige haben, das ich mir für meine Mutter holen will."

„Zu der alten Hexe willst Du? Ich glaube, das Volk hält sie wirklich für eine Hexe."

„Meinetwegen," versetzte Arnold lächelnd, „wenn ihr Mittel nur hilft."

„Neulich hat sie sogar eine Bauerntochter in Weisenau todtcurirt," fuhr Schmitts fort. „Das Seinige hat allerdings auch die Dummheit der Bauern gethan. Mit warmen Wasserdämpfen sollte das Kind behandelt werden, das am Rheumatismus litt; da thaten die Eltern die Kleine in einen Sack und hängten sie über einen brodelnden Wasserkessel, und all sein Schreien half dem unglücklichen Kinde nichts, bis es endlich, völlig verbrüht, von einer entsetzten Nachbarin erlöst wurde, als es zu spät war; es starb bald darauf. Die Zechin hat sich aber herauszureden gewußt."

„Das glaube ich wohl, das Weib würde selbst dem Teufel eine Nase drehen. Dennoch will ich es wagen," scherzte Arnold Falk, „mir wird sie ja wohl nichts anhaben."

Die Freunde reichten sich jetzt am Münsterthor abschiednehmend die Hände. „Auf Wiedersehen auf dem Manöverfelde," sagten sie.

Die Gonsenheimer Hohl war ein wüster, schmutziger Weg, der auf eine Anhöhe führte. Wo heute hübsche Villen anmuthig hingelagert sind, befanden sich damals elende Hütten und schmutzige Spelunken, in denen viel fragwürdiges Gesindel hauste.

Es war eine verrufene Gegend, und Niemand, nicht einmal ein thatkräftiger Mann hätte sich am Abend allein und ohne Waffen dorthin gewagt. Voll Widerwillen musterte Arnold Falk, der Sohn des reichen Großkaufmanns, die einzelnen, halb verfallenen, schmutzstarrenden Häuser, bis er endlich das richtige fand.

An der Hausthür trat ihm dieselbe auffallend gekleidete Frau entgegen, die er schon einmal an dem Einzugstage des Kaiserpaares gesehen.

Die einstige Göttin der Vernunft war sehr heruntergekommen. Zwar war der moderne Anzug in den schreienden Farben nebst dem großen Federhute der Anzug einer Dame, aber Arnold Falk bemerte heute, was ihm neulich im Menschengedränge entgangen, daß der Anzug bereits durch häufigen Gebrauch schwer gelitten und außerdem etwas zusammengewürfelt war. Er glich seiner Besitzerin, die ebenfalls durch ein wüstes Leben recht hinabgekommen war und sich nun durch künstliche Mittel zusammenflickte, so gut es ging.

Im Hause hörte er einen Schrei, wie die Stimme eines Kindes, dann ein leises Wimmern.

„Wohnt hier Frau Barbara Zech?" fragte er die unangenehme Frau, die ihn mit frechen Blicken musterte.

„Zu dienen, Herr, die Mutter ist zu Haus. — Mutter!" schrie sie mit schriller Stimme in den dunklen Hausgang hinein, aus dem ihm ein widerwärtiger Geruch von Zwiebeln und Fett entgegenströmte, „hier ist ein Herr, der Dich sprechen will."

Darauf entfernte sich die Frau mit kurzem Gruß nach der Richtung von Zahlbach.

Jetzt erschien in der Hausthür eine alte Frau, ihrem Aeußeren nach in Wahrheit eine Hexe. Die weite Kattunjacke über ebensolchem Rock schlotterte um ihre dürren Glieder, das graue Haar quoll in wirren Strähnen unter einem bunten Kopftuch hervor. Es wäre schwer gewesen zu entscheiden, welche der beiden Frauengestalten die widerwärtigere war, die Eva in ihrem herausfordernden Putz und dem cynischen Lächeln in dem verblühten, geschminkten Gesicht, oder die schreckliche Alte, die aussah, als käme es ihr nicht darauf an, ein Verbrechen zu begehen.

Widerwillig folgte Arnold der Frau, die ihn mit kriechender Freundlichkeit einlud, durch den Hausflur in ein unsauberes Gemach zu treten.

„Marsch, raus!" schrie sie.

Erst jetzt bemerkte der junge Mann in dem Zwielicht der erblindeten Fensterscheiben, daß noch ein anderes Wesen sich im Zimmer befand, ein Kind.

„Willst Du wohl augenblicklich rausgehen?" schrie die Alte noch einmal.

Da huschte es hinaus, grau, schattenhaft.

„Laßt doch das Kind, Frau!" sagte der junge Mann streng. „Mich stört seine Anwesenheit nicht."

„Ach, wenn der Herr wüßt', wie bös und falsch der Balg ist, für uns arme Leut' eine wahre Last! Aber wenn der Herr befehlen —"

(Fortsetzung folgt.)

Einen Corner kann man nennen, wie man will, das Wesentliche bleibt doch, daß dabei Menschen in die Ecke gedrückt werden, sonst zieht er nicht.